



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sochheiliges Pfingstfest.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 14, 23-31. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben; wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht und das Wort, welches ihr gehöret habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe.“ — „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht!“ — „Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin, und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so würdet ihr euch ja freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich.“ — „Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird.“ — „Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und thue, wie es der Vater mir befohlen hat.“

Pfingsten.

Der „Menschensohn“ hatte Seine Mission auf Erden vollendet. Vom Ölberge aus, wo Er Seinen Leidenskampf begonnen, und der betaut war von Seinen Blutstropfen, hatte Er Seinen Siegeszug in die himmlische Glorie gehalten. Mit stiller Behmut hatten die Jünger dem scheidenden Meisternachgeschaut: war doch Seine Verherrlichung gleichbedeutend mit dem Ende jenes dreijährigen, gnadenreichen Verkehrs, dessen Er sie gewürdigt! Nun waren sie sich selbst überlassen, wie Lämmer den Wölfen preisgegeben, standen zugleich am Anfang einer apostolischen Missionstätigkeit, über deren unendliche Schwierigkeiten sie sich unmöglich täuschen konnten. Was war es doch, lieber Leser, das diese armen Galiläischen Fischer in ihrer Verlassenheit nicht verzagen ließ? Was hielt sie aufrecht in ihrer gefährvollen Lage? Was vermochte sie, ihrer bevorstehenden apostolischen Aufgabe mit Vertrauen entgegenzusehen?

Es war ein göttliches Trostwort aus dem Munde des geliebten Meisters: „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen — Ich werde euch einen Tröster senden, der euch in alle Wahrheit einführen wird!“

Heute, am Pfingsttage, hat der Herr dieses gegebene Wort eingelöst: Unter wunderbaren Zeichen, die die Einwohnerschaft Jerusalems und die versammelten Schaaren von Festpilgern in Staunen und Schrecken versetzten, schwingt die dritte Person der Gottheit, der Heilige Geist, Sich herab, um das Werk der Erlösung, zunächst an den im Gebete vereinigten Aposteln zu vollenden.

Ist Christus vorgebildet in Moses, der das auserwählte Volk aus der ägyptischen Knechtschaft befreite, so ist der Heil. Geist vorgebildet in Josua, der es ins gelobte Land der Kirche eingeführt und mit den Früchten Seiner Gnaden bereichert hat. — Christus ist der David, „der Mann des Blutes“, der die Mittel zum Tempelbau gesammelt: Salomon aber der Heil. Geist, der Mann des Friedens, der Weisheit, der den Tempel (die Kirche) wirklich erbaut hat, um die Gnaden der Erlösung dort auszuspenden.

Welche Ueberraschung brachte der Pfingsttag damals für die Feinde Jesu! Die jüdischen Priester und die Ältesten des Volkes, obwohl durch die glorreiche Auferstehung des Gekreuzigten in Verwirrung und Schrecken gezeit, hatten sich zweifelsohne schon wieder beruhigt, als sie die Grabesstille im Apostelkollegium wahrnahmen; ja, es schien bereits, als sei Alles, was Jesus tat, und Er selber nur ein „Traum“ gewesen, und als feiere schon die Finsternis einen großen Triumph über das Licht. — da treten plötzlich eben jene ungelehrigen und furchtsamen Jünger des Nazareners, wie der Witz Gottes, hervor, Petrus an ihrer Spitze, und verkünden mit wahrhaft himmlischer Klarheit und Wärme in allen Sprachen den versammelten Volksschaaren, daß eben jener von ihnen gekreuzigte Jesus der so lange von ihnen erkante Messias sei, und — erfüllt von Liebesreue — fallen auf der Stelle dreitausend Juden auf ihre Kniee und bekennen anbetend den Gekreuzigten! Und bald ziehen diese armen Galiläischen Fischer aus, um die Siegesfahne des Kreuzes in allen Zonen der Erde aufzu-

Kirchenaalender.

- Sonntag, 31. Mai.** St. Pfingstfest. Petronella, Jungfrau † 80. Evangelium Johannes 14, 23-31. Epistel: Apostelgeschichte 2, 1-11. ● St. Lambertus: Feier des 40stündigen Gebetes. Morgens 1/6 Uhr Aussetzung des allerheiligsten Sacramentes, 9 Uhr feierliches Hochamt und Abends 1/6 Uhr feierlicher Komplet. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 6 Uhr feierlicher Schluß der Mai-Andacht mit Prozession durch die Kirche.
- Montag, 1. Juni.** Pfingstmontag, Gebotener Feiertag. Simeon. Evangelium Johannes 3, 16-21. Epistel: Apostelgeschichte 10, 42-48. ● St. Lambertus: Heute ist die Gottesdienst-Ordnung wie am ersten Pfingsttage. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Während des Monats Juni ist jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Dienstag, 2. Juni.** Erasmus, Martyrer † 303. ● St. Lambertus: Die feierliche Komplet ist Abends 1/7 Uhr, nach derselben feierliches Te Deum.
- Mittwoch, 3. Juni.** Clotilde, Königin † 545. (Quatember).
- Donnerstag, 4. Juni.** Florian, Martyrer † 286. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 5. Juni.** Bonifatius, Erzbischof und Martyrer † 755. (Quatember). ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensmesse für die Herz-Jesu-Bruderschaft, Abends 7 Uhr in der Andacht ist Predigt.
- Samstag, 6. Juni.** Norbert, Ordensstifter und Erzbischof † 1134. (Quatember). ● St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segens-Messe.

pflanzen; Millionen von Menschen beugen ihr stolzes Knie vor einem Gekreuzigten und geben für Ihn Gut und Ehre und Leben mit einer Begeisterung preis, die Himmel und Erde mit Bewunderung und Erstaunen erfüllt. Das hochgebildete Athen, das wollüstige Korinth, das stolze Rom: sie huldigen dem Herrn am Kreuze! Fürwahr, hier sehen wir die Vermählung des Göttlichen mit dem Menschlichen: es ist das Wehen und Walten des Heil. Geistes in der freien Menschheit — eine „neue Schöpfung Gottes“! —

Da die heutige Festtagsepistel dieser kurzen Ausführung zu Grunde liegt, so wirst Du, lieber Leser, vielleicht erstaunt fragen, in welcher Beziehung denn das heutige Evangelium zu dem Festtage stehe, da in demselben vom Heil. Geiste kaum die Rede sei. — Aber, lieber Leser, der ganze Abschnitt des heutigen Evangeliums handelt vom Wirken des Heil. Geistes in der Kirche Jesu und in den einzelnen Gliedern derselben. Freilich läßt sich das nicht mit ein paar Worten dartin; ein paar Bemerkungen aber mögen hier folgen.

Die Herabkunft des Heil. Geistes war ein Ereignis, das nicht nur für die Menschheit im Allgemeinen von höchster Wichtigkeit war, sondern jeder einzelne Mensch ist berufen, jene Heimsuchung zu empfangen, die einst „das Angesicht der Erde erneuerte.“ Die barmherzige Absicht Gottes ging so weit, daß Er einen persönlichen Bund mit Jedem von uns abschließen wollte. Nur eine Forderung stellt Jesus an uns: wir sollen Ihn lieben und Sein Wort (die Gebote) halten; unter dieser Bedingung verspricht Er uns, daß Sein Vater uns lieben und mit Ihm in unserer Seele wohnen werde. Aber damit noch nicht genug: Er verkündigt uns auch die Ankunft des Heil. Geistes, der durch Seine Gegenwart die Behausung Gottes in uns vervollständigen wird. So bildet die erhabene, anbetungswürdige Dreifaltigkeit sich gleichsam in dieser niederen, menschlichen Wohnung einen neuen Himmel, bis wir selbst, nach diesem irdischen Leben, in jene seligen Stätten eingehen, wo wir den göttlichen Gast — Vater, Sohn und Heil. Geist — der Sein menschliches Geschöpf so sehr geliebt hat, in unendlicher Seligkeit schauen werden.

Wie in der allerheiligsten Dreifaltigkeit der Heil. Geist es ist, der das Einigungsband zwischen Vater und Sohn bildet, so ist es auch der Heil. Geist, der die Liebe zwischen Christus und der gläubigen Seele einerseits und zwischen ihr und dem himmlischen Vater andererseits bewirkt. Er tut es durch Seine erleuchtende und heiligmachende Gnade, um die wir mit der Kirche besonders in diesen Pfingsttagen innig stehen sollen.

Geschichtliche Streifzüge durch die Küche.

Von Ludwig Boedeker.

„Guten Morgen gnädige Frau, einen schönen guten Morgen! Aber ich sehe Sie sind beschäftigt, will Sie auch absolut nicht stören. Ja ja, ich glaub' es Ihnen, eine Hausfrau hat zu tun, wenn sie selbst für Küche und Keller aufkommen will. Den ganzen Vormittag; dann ist hier etwas nicht recht, dann dort nicht. Unsere Frauen von heute werden noch alle nervös!“

„Ja ja, so ist es, lieber Doktor, Sie haben Verständnis dafür, für uns arme, arme Hausmütter. Hausmütter, richtig, das ist gerade das rechte Wort, wir werden noch alle alt vor lauter Sorgen um Haus, Küche und Keller. Ob das wohl schon immer so gewesen ist, Doktor? Ich glaube immer, daß unsere Großeltern und Urgroßeltern schon so viel Kleinliche Sorgen gehabt haben! Erzählen Sie 'mal was aus der Geschichte Doktor, bitte!“

„Aber bitte lassen Sie sich doch nicht stören, ich gehe mit Ihnen hinüber in die Küche, machen Sie nur ruhig ihr Mittagsmahl fertig — wenn Sie mich dann nebenbei anhören wollen, will ich Ihnen gern etwas erzählen. Was gibt es denn heute Mittag? Ah, Blumenkohl; Ist übrigens erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus der Levante nach Italien, und von da zu unseren Vorfahren nach Deutschland herübergekommen. Ueberhaupt scheinen unsere Alten wohl mit weniger Gemüse ausgekommen zu sein, denn Kohlrabi und Steckrüben z. B. sind in Deutschland erst um 1500 und 1700 bekannt gewesen. Da ich dort bei Ihnen gerade eine schöne Ananas sehe, die nebenbeigelegt um die erstere Zeit durch Spanier von Amerika nach Italien und Burgund gebracht wurde, fällt mir ein, was ich kürzlich in einer alten Geschichte über Ananas und die Kartoffeln las. Von diesen beiden Gewächsen, die zusammen über Amerika zu uns kamen, sagt der gelehrte Herr Professor: „Die Kartoffel gleicht dem trauerigen Nachtschatten, der in den Gärten nachlässiger Landwirte aufwächst und über der Erde wekriecht; aber die Ananas gleicht der stolzen Aloe unserer Brachtgärten.“ In des Reiches Streuhandbüchse und in Pommern ist damals so heftig gegen Einführung der „Teufelswurzel“ genannten Kartoffel geeifert worden, daß der Anbau dieses, unseres jetzt mit bedeutendsten Nahrungsmittels, dem Bonern nicht nur befohlen, sondern sogar mit Gewalt aufgezwungen werden mußte. Um diese Zeit bewährten sich auch kleine Rüben, welche damals in Teltow angebaut wurden, derart, daß sie, wie ein Geschichtsschreiber erzählt, sogar nach beiden Indien verschickt wurden. Die „Teltower Rüben“ haben ja nun ihren Namen bis auf den heutigen Tag beibehalten. Vom Kaiser Tiberius, der noch vor Christo geboren wurde, wird uns erzählt, daß er sich Zuckerrüben für seine Tafeln vom Rhein kommen ließ. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren Rüben und Hirsebrei eine übliche Speise des Mittelstandes. Auf einem Relief des „Straßburger Denkmals“ in Basel kann man die Abbildung eines Schiffes sehen, auf welchem ein dampfender Riesentopf in der Mitte des Schiffes angebracht ist. Der Abbildung liegt eine Sage zu Grunde, wonach die Züricher ihren verbündeten Straßburgern einmal Hilfe gegen Feinde auf ihrem glückhaften Schiffe gebracht hätten, ehe denn ein Räbel mit Rüben und Hirsebrei kalt geworden sei. Dioscorides, der im 1. Jahrhundert nach Christo lebte, spricht schon von unseren jetzigen Möhren als Gemüse der Griechen und Römer. Der Spinat kommt, soviel ich weiß, zuerst im vierzehnten Jahrhundert unter den Fastenspeisen der Mönche vor. Aber ich will Sie nicht länger damit langweilen, gnädige Frau, und Ihnen nur noch sagen, daß die Konjerven, ein Haupt handelsprodukt von heute, erst nach 1800, von einem Herrn Namens Appert, erfunden wurden.

Aber sehen Sie einmal, Sie brennen ja Gas! Nun, da haben Sie es doch bequem. Die erste Anregung zur Gasheizung gab übrigens Clayton in der Mitte des vorletzten Jahrhunderts. Vor etwa 75 Jahren kamen die ersten Gaskochöfen auf. In der Geschichte der Oefen, könnte man weit zurückgehen. Im Jahre 79 nach Chr. stand bei dem furchtbaren Ausbruch des Vesuv ein alter Gelehrter, ein Mann der Wissenschaft der Alten, der noch heute, nach beinahe 2000 Jahren, für die Geschichtsforschung von grundlegender Bedeutung ist: Plinius. Er zeichnete so lange die Vorgänge seiner Umgebung auf Papyrus, bis ihn die glühenden Dünste ersticken und mit Asche überdeckten. Dieser Plinius erzählt mit seinem Zeitgenossen Seneca auch manches über die Oefen der Alten. Und zwar legte man einen großen Ofen, oder deren mehrere, unter einem Hause an. In diesen brachte man glühende Kohlen, deren

Wärme man durch Röhren, welche in den Mauern und Wänden angebracht waren, in die Speisezimmer, Schlafzimmer und andere Räume leitete. Die oberen Mündungen dieser Lufröhren hatten oft die Bildung eines Löwenkopfes oder eines Delphins, und konnten nach Belieben verschlossen oder geöffnet werden.

Und heute, nach 1850 Jahren, ist man wieder auf diese Luftheizung im Prinzip zurückgekommen.

Was würden Sie sagen, gnädige Frau, wenn Sie sich in die Zeit der offenen Herdfeuer inmitten des Zimmers, bei welchem sich der Rauch seinen Weg durch die offenen Türen und Fenster suchte, zurückversetzen sollten. Oder nur in die Zeit der Kaminfeuer mit seinen schwarzen ruhigen Wänden. Was ich noch sagen wollte, Schornsteine hat es lange Zeit noch nicht gegeben. Der Name kommt von dem Worte schoren, scheuern her. Schornstein wäre also der Rauchfang, der wegen des Rußes öfter gescheuert werden mußte. Im Sachsenpiegel steht:

Manlit sol of besauern sinen Oven und sine Muren, dat die Spacken nicht ne in eines andern Hof waren.

Wer Blattdeutsch kennt, wird es leichter verstehen: jeder soll seinen Ofen und seine Mauern scheuern lassen, damit nicht die Funken in eines anderen Hof fliegen können.

In einer Historie von Padua, die um 1400 geschrieben wurde, erzählt der Verfasser, daß Francesco de Carraro, Signor die Padova, als er im Jahre 1368 nach Rom gekommen und daselbst noch keine Kamine vorgefunden habe, das Feuer im Wirtshaus wurde in einer Vertiefung inmitten des Zimmers unterhalten, durch die ihn begleitenden Maurer und Zimmerleute ein paar Kamine habe aufführen lassen. Solche seien damals in Padua schon gebräuchlich gewesen. Er habe an diese Kamine, als die ersten in Rom, sein Wappen setzen lassen, welches noch lange Zeit nachher zu sehen gewesen sei.

Hier muß nun auch wohl der Anfang der Kaminfeiger — der Bugemänner unserer kleinen Kinder — zu suchen sein. Die ersten Schornsteinfeger, welche nach Deutschland kamen, waren Knaben aus Savoyen. Einige Leute von damals behaupteten, daß dieses besondere Menschen seien, welche den Murreltern das Klettern abgelernt hätten. So hat also schon damals die Armut und das Elend dieses Volkes die jungen Menschen zum Geldverdienen in die weite Welt geschickt. Heute laufen sie Tag für Tag auf den Straßen in Stadt und Land, unter elenden Lebensbedingungen, um ihre Matten- und Mantelfallen zu verkaufen — damals arbeiteten sie sich durch die Windungen und Röhren der engen Kamine hindurch, um den Ruß abzutreten und abzuschaben. Eine Chronik schreibt, daß man damals zu allen Zeiten auf den Straßen von Paris Savoyerknaben, oft nicht über 8 Jahre alt, in leinenen Kitteln, über und über mit Ruß bedeckt, begegnet habe. Und so arbeiteten sie sich, nicht ohne Lebensgefahr, durch die oft 15 Meter langen noch rauchenden Röhren hindurch. Wenn sie mit Besen und Werkzeugen dann am Ende ihrer Fahrt ankamen und endlich wieder Atem schöpfen konnten, hatten sie ein paar armselige Centimes verdient, von denen sie noch einen Teil dem Fiskus als Abgabe zahlen mußten. Oefen in unserem Sinne wurden übrigens schon im vierzehnten Jahrhundert in Deutschland bekannt.

Aber da Sie gerade dort mit der Butter hantieren, will ich Ihnen aus alter Zeit etwas davon erzählen. Bald nach Hippocrates, dem Begründer der Medizin, welcher 460 Jahre vor Christo geboren wurde, lebte ein Dichter namens Anaxandrides. Dieser hat die Hochzeit des Iphicrates und das dabei in Thracien gegebene Gastmahl beschrieben; da, sagt er, haben die Thracier Butter gegessen, welche die Griechen damals freilich noch für ein wunderliches Essen angesehen haben. Dioscorides und Galenos, welche um 100 bis 200

nach Chr. lebten, beschreiben den Vorgang des Buttermachens in derselben Weise wie wir diesen kennen. Der erstere meldet auch zugleich, daß man mit frischer Butter statt des Oels Gemüse schmelzen und backen könne. Nebenbei gesagt, hat Benno Martini jetzt kürzlich mit Unterstützung des preussischen Landwirtschafts-Ministeriums einen dicken, dicken Band über — die Geschichte des Butterfasses geschrieben.

Noch weiter als die Butter reichen die Nachrichten über Reis und Getreide zurück. Weiter vor Christo, als wir jetzt nach Christi Geburt gekommen sind: 2822 v. Chr., der Zeit des Pyramidenbaues in Aegypten, sollen Reis und Weizen von Indien nach China eingeführt sein. Tausend Jahre später war Glas schon in Aegypten bekannt. Kurz darauf, immer noch sechshundert Jahre vor Christo, sollen dort schon Glasfiguren gegossen worden sein. Soweit also reicht die Kultur unserer Gläser zurück!

Auch Porzellan soll den Chinesen schon hundert Jahre vor Christo bekannt gewesen sein. Kurz vor der Entdeckung Amerikas — in der ersten Periode der weittragenden und bedeutendsten Kunst, des Buchdrucks, kam Porzellan im Jahre 1474 von China nach Europa. Dann, zu Anfang des vorletzten Jahrhunderts, nach 1700 erfindet der Alchemist Böttger, der seinem Kurfürsten versprochen hatte Gold zu machen, bei seinen Versuchen zu Meissen das ächte Porzellan. Etwa 50 Jahre später entstand die spätere königliche Porzellanmanufaktur in Berlin zur selben Zeit als Karl Theodor das Heidelberger Fabrikant. Bald darauf kam dann auch Wedgwood mit dem nach ihm benannten Steingut.

Gefäße von Kupfer wurden viele bei den Ausgrabungen in Herculaneum gefunden. Eines wird Sie noch interessieren — die Emailgeschirre. Wie sehr man sich jetzt auch daran gewöhnt hat, wurden sie doch erst vor noch nicht hundert Jahren angefertigt.

Wir haben uns noch an einen anderen Handgegenstand sehr gewöhnt: die Gabel. Petrus Damiani, gestorben 1072 zu Faenza (Gayence nach dieser Stadt benannt) sagt, daß der Gebrauch der Gabel zuerst durch eine bizantinische Prinzessin nach Venedig kam und eifert gegen diese Neuererung als eine „sündhafte Verweichlichung“. In Deutschland erschienen Eßgabeln erst in einem Inventar Kaiser Karls des Fünften.

Wie ich vom Getreide sprach, wollte ich noch etwas aus der Geschichte der Mühlen erwähnen, die im Ganzen jedenfalls sehr interessant ist. Abraham ließ seinen Vätern Kuchen aus dem feinsten Mehl backen, und das Manna ward wie Getreide gemahlen. Dazu scheint zuerst der Mörser gebraucht zu sein und hieraus hat sich dann nach und nach die Handmühle, Rossmühle und dann die Wassermühle vervollkommenet.

Zu den Beweisen, daß Rom zur Zeit des Kaisers Augustus Wassermühlen gehabt hat, zählt auch ein Epigramm des Antipater:

„Hört auf, euch zu bemühen, ihr Mädchen,
Die Ihr in den Mühlen arbeitet;
Jetzt schläft und laßt die Vögel der Morgenröte entgegen singen:
Denn Ceres hat den Najaden befohlen Eure Arbeit zu verrichten;
Diese gehorchen, werfen sich auf die Räder,
Treiben mächtig die Wellen und durch diese die schwere Mühle.“

Die Windmühlen wurden am Anfange der Kreuzzüge zuerst genannt.

Sehen Sie, meine liebe gnädige Frau, so geht es weiter, so hätte wohl ein jedes Ding in der Küche seine Geschichte, und alle diese Kleinigkeiten könnten uns etwas von Sorgen und Mühen unserer Großeltern, Urgroßeltern und noch darüber hinaus erzählen. Viele unserer alltäglichen Dinge sind schon lange

Zeit bei unseren ältesten Vorfahren im Gebrauch gewesen, diese waren gewiß dabei zufriedene Menschen, und darum sollten auch Sie, meine Liebe, nicht gleich außer sich geraten, wenn irgendwo in Ihrem Kessort etwas nicht klappen sollte.

Bekrafter Pflichteifer.

Humoreske aus dem Soldatenleben von Edmund Hohler.

Unteroffizier Borchers war ein Mann der Pflicht: er hatte keine „Köchin“ und ging nie „über den Zaun“. Das war sonst ein Leichtes, denn über die Kasernenmauer konnte man sehr leicht klettern — aber er tat es nie. Außerdem bestand das stillschweigende Uebereinkommen zwischen den Unteroffizieren, niemals einen zu melden, wenn sich einmal jemand verspätete. Aber das alles kam für Borchers nicht in Betracht. Auch nahm er nur alle 14 Tage Urlaub. Somit ging er stets pünktlich nach Hause und so tat er denn auch heute, alldieweil es Samstag war und er keinen Urlaub hatte. Ein Vierteljahr war es erst — aber der Weg von der Unterenstadt nach der Kaserne war sehr, sehr lang.

Da plötzlich — was mußte er sehen? Was ging denn da „im Schatten einer Gaslaterne“, vergnüglich eine Zigarre rauchend, ungefähr zwanzig Schritte vor ihm her? Das war doch eine Uniform. — Na warte! Und er setzte sich in Laufschrift — auf der jetzt schon menschenleeren Straße ein törichtes Beginnen. Der Andere hörte denn auch die weithallenden Schritte, fuhr mit dem Kopfe herum, faßte das Seitengewehr und gab Herzengeld.

„Sie Einjähriger —!“ brüllte Borchers. Ja wohl — stößt ihm nach! Und der Andere war ihm noch im Laufen überlegen, hatte längere Beine!

„Na warte, Bursche — wenn ich Dich fasse! Vierzehn Tage stramm sind Dir gewiß! Und wenn mich nicht alles täuscht, so ist es noch dazu der Einjährige Gundlach von meiner Kompanie! O — wenn ich Dich kriege!“

Aber was war denn das? Bog da nicht der Kerl um eine Ecke in eine dunkle Gasse hinein? Unerhörte Frechheit — noch nicht drei Monate im Dienst, dieser Gundlach — und geht Papsenstreichen! Um halb zehn Uhr im Dezember noch auf der Straße — und er, der Unteroffizier —

Borchers bog auch in die dunkle Seitengasse ein — und als er so weit eingedrungen war, daß er das entgegengesetzte Ende des Engpasses, der in die von elektrischem Lichte erstrahlende, sehr lebhaftes Hohenzollernstraße mündete, erblickte er den Einjährigen, wie er in eine Droschke stieg. Borchers brüllte dem Kutscher zu, er solle nicht abfahren, aber er war zu weit entfernt und die Straße sehr belebt und geräuschvoll — und dieser Kerl von Kutscher fuhr, als ob ihn der Teufel verfolgte. Sicher hatte ihm dieser Einjährige ein gutes Trinkgeld versprochen, wenn er besonders rasch fahre. — Ueberhaupt diese Einjährigen! Alles erlauben sie sich! Und er, der Herr Unteroffizier, sonst eine fröhliche Natur, der auch gern getanzt, gescherzt und geküßt hätte — er grünte sich nicht. Immer hatte er sich's gewünscht, er möchte so einen Einjährigen erwischen. Nicht aus Neid — nein, nur aus Pflichttreue. Na — er würde — Eine andere Droschke fuhr vorbei. Borchers hatte Lust, hineinzuspringen und hinterher — er überlegte sich's — eine Mark fünfzig hatte er nicht mehr in seinem Vermögen. Also zu Fuß — na, wenn er sich beeilte, kam er noch zeitig in Gundlachs Wohnung, um sich zu überzeugen, ob er's gewesen, und ihn dann tüchtig abzufragen.

* * *

Der Einjährige Gundlach wohnte bei einem Postsekretär, der bis spät in die Nacht am Stammtisch saß, während seine Frau immer

die Munde bei ihren Freundinnen machte, von wo er sie dann abholte. Minna, das Dienstmädchen, war deshalb fast allabendlich allein zu Hause. So auch heute. Plötzlich wurde der Korridor hastig aufgeschlossen, der Einjährige Gundlach stürzte herein, riß die Küchentür auf und rief:

„Minna — wenn gleich ein Unteroffizier kommen sollte, ich bin den ganzen Abend zu Hause gewesen. Halten Sie ihn recht lange auf. Machen Sie Ihre Sache gut, erhalten Sie zehn Mark.“

Damit war er verschwunden und Minna hörte, wie er seine Zimmertür abschloß und abriegelte. Zehn Minuten später klingelte es. „Aha!“ dachte die bildhübsche Küchenfee, „das ist er.“

Sie öffnete — und als sie die Schildmütze und die blanken Knöpfe des Mantels sah, fiel sie dem Ankömmling mit dem Kusse: „Unjust mein Unjust — kommst Du endlich!“ um den Hals, und ehe Borchers es sich versah, drückten sich ein paar volle, weiche Lippen auf seinen Mund, daß ihm ganz eigen zu Mute wurde. Endlich ermannete er sich, schob die niedliche Kleine ein bißchen von sich und sagte, indem er gleichzeitig die Korridortür hinter sich zubrückte:

„Mein Fräulein — Sie irren sich!“

Da — ein Schrei — und Minna lag ohnmächtig in seinen Armen. — Na — was nun? Borchers sah sich einen Augenblick hilflos um, da gewahrte er, daß die Küchentür offen stand und so nahm er sie auf seinen Arm, trug sie in die Küche, und setzte sie auf einen Stuhl, holte ein Glas Wasser und besprengte ihr das Gesicht, wobei Minna sich das Lachen kaum verbeissen konnte. Endlich schlug sie die Augen auf — aber als sie ihn erblickte, schlug sie rasch die Hände vors Gesicht und quetschte.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ jagte er nun betreten und etwas verwirrt, „ich wollte Sie wahrhaftig nicht erschrecken —“

„So — was denn?“ fuhr sie jetzt kampfbereit auf, „wer kommt denn zu nachtschlafender Zeit den Leuten in die Häuser? Ruhte ich da nicht meinen, es wäre mein August —“

„Mein Fräulein ich —“

Ja wohl, da kam er schön an. Die Kleine war temperamentvoll und ließ ihn in ihrer erregten Art gar nicht zu Worte kommen. Endlich schloß sie:

„Und wenn Sie nun gut machen wollen, was Sie verbrochen haben, dann müssen Sie mir jetzt Gesellschaft leisten.“

„Ich — ja aber —“

„Kein Wort — Sie müssen!“ Und sie holte eine Flasche Bier, einen Rest kalten Braten und anderes. Erst wollte er nicht, aber sie ließ nicht locker — auch dachte er, er konnte noch in die Kaserne — nun — und wenn nicht — das Uebereinkommen der Unteroffiziere bestand ja. — So ließ er sich's denn wohl sein — und vergaß ganz, warum er hergekommen. — Da klingelte es zum zweiten Male, Minna stürzte hinaus, ließ wieder die Küchentür sperrweit offen und öffnete. Festen Schrittes trat ein Unteroffizier herein. Er legte die Hand an den Helm und sagte:

„A Abend, Fräulein — ist der Einjährige Gundlach zu Hause?“

„Gewiß — ich will gleich mal klopfen.“ Und in die Küche rief sie zurück: „Entschuldigen Sie einen Augenblick.“

Der Blick des Unteroffiziers vom Dienst fiel in die Küche. Er zuckte zusammen — da saß ja Borchers, der Pflichtmensch, den er nicht leiden konnte. So trat er denn in die Küche, grüßte und sagte:

„A Abend — nanu Borchers, auch hier? — Haben keinen schlechten Geschmack. Aber entschuldigen Sie, wenn ich stören muß — zeigen Sie mal bitte Ihre Urlaubskarte!“

„Urlaubskarte — ja aber —“

„Na bitte — es ist zehn Minuten nach zehn.“

„Im Gottes Willen, Wächter — machen Sie keinen Unsinn — lassen Sie mich nach Hause — ich bin nur deshalb hergekommen, um zu sehen, ob der Einjährige Gundlach nicht zu Hause war. Ich glaubte nämlich, ich hätte ihn vorher nach 9 Uhr auf der Straße gesehen.“

„So — und da gehen Sie jetzt selber über den Zaun?“ lachte der Andere höhnisch — „ja, das tut mir leid.“

„O, Herr Unteroffizier,“ legte sich Minna nun ins Mittel, „sien Sie doch nicht gar zu böse — ich bin ja Schuld.“

„Na Vorhers — dann gehen Sie man.“

Da öffnete sich die der offenen Küchentür gegenüberliegende Zimmertür und eine verschlafene Stimme rief:

„Na Minna — was ist denn — haben Sie nicht gepocht, als wollten Sie Tote wecken?“ Aber im nächsten Augenblick kam er heran — nur mit Nachthemd und Hose bekleidet, die nackten Füße in Pantoffeln, stellte sich stramm vor den Unteroffizier vom Dienst, blinzelte und brüllte:

„Stube belegt mit einem Mann.“

„Danke — kriechen Sie man wieder ins Bett,“ sagte der Andere und als der Einjährige fort war, wandte er sich an den Kameraden: „Ja — Vorhers — tut mir leid — nu müssen Sie mit. Der Einjährige hat Sie hier gesehen.“

„O Gott — o Gott, drei Tage Kasten!“ stöhnte Vorhers.

Aber Kasten gab's nicht — wegen seiner seitherigen Pflichttreue und der besonderen Ursache kam er mit einem Verweis durch. Aber er kapitulierte nicht weiter. Gundlach brachte ihn in der Fabrik seines Vaters an — und er und Minna, die längst Frau Vorhers ist, necken ihn noch weidlich wegen seines „bestraften Pflichteifers“.

Sine launische Primadonna.

Von J. Handu.

In einem der Vorzimmer des kgl. Schlosses zu Berlin standen an einem Frühlingstage 1776 der jugendliche Hofkapellmeister Reichardt mit dem zu alten Musikgarde Friedrich des Großen gehörenden Hofkonzertmeister Franz Venda, des Befehles zur Audienz harrend.

Reichardt's geistvolles Gesicht glühte unter der weißen Perücke, seine dunklen Augen flammten. Immer wieder redete der bedächtige Venda beschwichtigend auf den erregten Kapellmeister ein, — dessen hochgewachsene Gestalt ihn beträchtlich überragte.

Aber Reichardt war nicht zu beruhigen, der Affront, den man ihm neuerdings angetan, hatte ihn so erbittert, — daß er nun dem Könige seine Beschwerde vorzutragen, fest entschlossen war.

Venda fühlte mit dem temperamentvollen, das Herz auf den Lippen tragenden Künstler. — Er bedauerte den von idealem Streben erfüllten Kapellmeister, — dem es von seinem, zumeist aus alten bequemen Musikern bestehendem Hof-Orchester so schwer gemacht wurde, sich Autorität zu verschaffen. Und hauptsächlich deshalb, weil er sie aus ihrer altgewohnten Ruhe anrütteln wollte. —

Aber auch der König, — der seit des Hüttenvirtuosen Quanz Tode sein Interesse an Musik ziemlich verloren hatte, — stand ebenfalls seinen Neuerungen fremd gegenüber.

„Ob mich der König nicht auch im Stiche läßt“, fragte ängstlich der Kapellmeister.

„Nur ruhiges Blut, Friedrich“, beschwichtigte wieder Venda den erregten Reichardt, — der seit einigen Monaten der Gatte seiner hochbegabten Tochter Juliane geworden war, — „unser König findet schon wieder das Rechte, gerade wie vor 2 Jahren, als wir einen Ersatz für den alten bierseligen Hofkapellmeister Agricola suchten und Dich der König trotz Deiner 22 Jahre allen andern vorzog.“

„Ich war aber auch prompt zur Stelle“, antwortete Reichardt, — „als ich in Litauen erfuhr, daß der dicke Agricola gestorben, nahm ich die besten Relaispferde, eilte nach Berlin und legte Sr. Majestät meine sieben vollendete Oper vor.“

„Und die Oper „le Feste galanti“ gefiel! Und gar als die Mara Ariens daraus mit ihrer wunderbaren Stimme dem Könige vortrug! Da hattest Du gewonnenes Spiel, — Du erzieltest die Hofkapellmeisterstelle und erreichest mit einem Sprung, wonach Andere zeit lebens streben! Aber nun halte Dich auch fest im Sattel, mein Junge!“

„Abzpringen, — durchgehen möchte ich gar oft,“ rief Reichardt in seiner raschen Art, — „ein feuriger Renner wie ich und die lahmen Säule um mich herum, — die ich mit fortreißen möchte, und die immer störrischer werden! Es ist zum Verzweifeln, selbst in dieser Festwoche zu Ehren des Großfürsten Paul von Rußland, die solche große Ansprüche an mich stellt, macht mir die Bande Schwierigkeiten!“

„Aber dies Mal ist allein die Mara die Schuldige“ behauptete Venda.

Reichardt unterbrach ihn.

„Die aber von ihrem nichtsnutzigen Mann, — dem Cellisten Mara, der mich haßt, ausgeheht wird! Und die sich nun sogar erdreißet, gegen den König zu opponieren, weil nicht alle ihre Wünsche auf Urlaub und Gehaltserhöhung gewährt wurden!“

„Der König wird schon ihr Trostköpfchen zur Raifon bringen,“ gab Venda im Brustton der Ueberzeugung zurück.

„Wer weiß,“ meinte Reichardt kleinlaut, — „ob es dem Heldenkönige nicht leichter geworden ist, eine Schlacht zu gewinnen, — als einer rabiaten Primadonna den Kopf zu recht zu setzen!“

Das Gespräch wurde von Kammerlakaien unterbrochen, welcher die Flügeltüren öffnend, meldeten, daß Sr. Majestät die Herren zur Audienz befehle.

— Friedrich der Große, der von den Anstrengungen der Festwoche bleicher als sonst ansah, — dessen große Blauaugen aber trotz seiner 64 Jahre ihr wunderbares Leuchten behalten hatten, empfing die Künstler höchst gnädig. Er rief Reichardt auf seine Neuerungen im Crescendo und Decrescendo anspielend, heiter zu:

„Er hat ja gestern in der Haffeschen Oper einige Mal einen ordentlichen Feuerlärm*) machen lassen! Aber Se. kaiserl. Hoheit war sehr enchantiert, — auch Euer ausgezeichnetes Solo mon cher Venda fand Beifall! Aber was hat Er auf dem Herzen, Reichardt?“

„Majestät“, begann der Hofkapellmeister, — „ich erlaube mir untertänigst zu melden, daß sich die Madame Mara weigert, heute Abend die von mir auf Befehl Ew. Majestät hinzukomponierte Arie di bravoura zu „Angelica und Medoro“ von Graun zu singen! Allen meinen Vorstellungen widersezte sie sich und heute Morgen ließ sie sich nun auch noch krank melden, — so daß die Opera seria ohne die Mara unmöglich aufgeführt werden kann!“

„Unerhört!“ rief der König, „die Arie ist ja famos, Er hat ein Meisterstück komponiert, mon cher Reichardt! Die verrückte Diva ist aber wieder einmal von ihrem Mann aufgehezt! Sie getraut sich viel, die illustre Mara, die als Jungfer Gertrude Schmeßling sehr modeite war! Aber ich werde die arrogante Person schon zur Raifon bringen! Ich werde sofort zur Uttade vorgehen und zwar mit starkem Geschütz! Nur keine Angst, mon cher Reichardt!“

Der König setzte sich an seinen Schreibtisch. Als er schrieb, unspielte jenes ironische Lächeln seinen ausdrucksvollen bartlosen Mund, das den Philosophen auf dem Throne so trefflich charakterisierte.

— Als dann der König die Ordre seinem Leibkammerdiener Friedrichsdorf übergab, befehl er:

*) Eigene Worte des Königs.

„Bringe das unverzüglich meinem jourhabenden Adjutanten mit dem Befehle: Tot oder lebendig! — Ohne Pardon!“

* * *

Einige Stunden vor Beginn der Festvorstellung im königl. Opernhaus fuhr vor der Wohnung der Madame Mara eine von acht Dragonern eskortierte Kutsche vor — der ein flotter Dragonerhauptmann entstieg.

Er eilte die Treppe hinauf, durcheilte die Gemächer, stürmte in das Schlafzimmer der Diva, die, weil sie sich krank gemeldet hatte, vorsichtshalber im Bette lag. —

„Madame“, rief der Hauptmann, dessen martialische Gestalt sich vor ihr aufpflanzte, dessen energisches Gesicht mit dem großen dunklen Schnurrbart ihr Angst einjagte. „Madame, auf Befehl Sr. Majestät soll ich Sie sofort tot oder lebendig ins Opernhaus bringen!“

„Aber Sie sehen doch, Herr Hauptmann“, lächelte die Diva, „daß ich krank — sehr krank bin und deshalb zu Bette liege!“

„Madame“, rief der Hauptmann mit Stentorstimme, „wenn Sie zu schwach sind, aufzustehen — so nehme ich Sie mitsamt dem Bette! Also, Madame, wie Sie wünschen — mit oder ohne Bett! Aber mit müssen Sie!“

Weder ihre Klagen noch ihre Bitten erweichten das harte Herz des rauhen Kriegers, der nicht von der Stelle wich, bis sie sich entschloß aufzustehen. Geduldig harrete dann der Dragonerhauptmann im Vorzimmer der Vollendung ihrer Toilette. —

Frisch wie eine Rose, elegant wie eine kleine Marquise, — denn sie war klein von Statur, die große Sängerin, — die Augen aber zornfunkelnd erschien sie endlich. Der nun freundlich blickende Dragoner-Offizier bot ihr sodann galant den Arm, begleitete sie an die Kutsche, stieg mit ihr ein und von 8 Dragonern eskortiert sauste der Wagen durch die Straßen Berlins dem Opernhause zu.

Noch zur rechten Zeit kam die Mara auf die Bühne.

Ohne Störung wurde die Oper von Reichardt dirigiert, sang die launische Primadonna die Arie bravoura.

Warf sie dem Kapellmeister auch wütende Blicke zu, — hatte sie auch anfangs mit ihrer Stimme zurückgehalten, ihr Künstlerstolz erwachte bald und Madame Mara zählte diesen Abend zu dem glänzendsten ihrer an Erfolgen so reichen Künstlerlaufbahn.

Aber bei dem Könige durch ihre Launenhaftigkeit in Ungnade gefallen, von ihrem Taugenichts von Gatten aufgehezt, entfloß die Mara kurze Zeit nach jener Episode aus Berlin, trotz ihrer jährlichen Gage von 6000 Thalern und ihrer lebenslänglichen Anstellung.

Damals lag die geniale Künstlerin noch in den Banden ihres leichtsinnigen Mannes, dessen Namen Mara sie berühmt gemacht und der sowohl ihre Gage, wie die von jener Zeit an, auf Kunstreisen erfungenen Riesensummen vergeudete. 1792 trennte sie sich von Mara.

Die berühmte Sängerin wählte Moskau zu ihrem Wohnsitz, wo bei dem großen Brande ihr Besitztum vernichtet wurde, — sie aber später durch ihre herrliche Kunst von neuem zu Vermögen kam.

Sie starb 1833 zu Neval.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Arithmogryph: Minerva, Jun, Nervi, Erna, Ninni, Vera, Ammer.

Leiter rätsel: Seitenbalken: Lessing — Koerner. Sprossen: Erato, Spör, Kette.

Diamanträtsel: E. Eis, Basel, Eugenie, Eisenbahn, Arabien, Blatt, Uhr, R.

Entwicklungsansgabe: Mara, Klage, Frage, Franz.

Konfidiarätsel: Mittelste wagerechte Reihe: Glarus. Die übrigen wagerechten Reihen: As, Ar, Saul, Gauß, Galla, Saar, Gas, Ur.